

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 47

Artikel: Aus Grossvaters Zeiten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

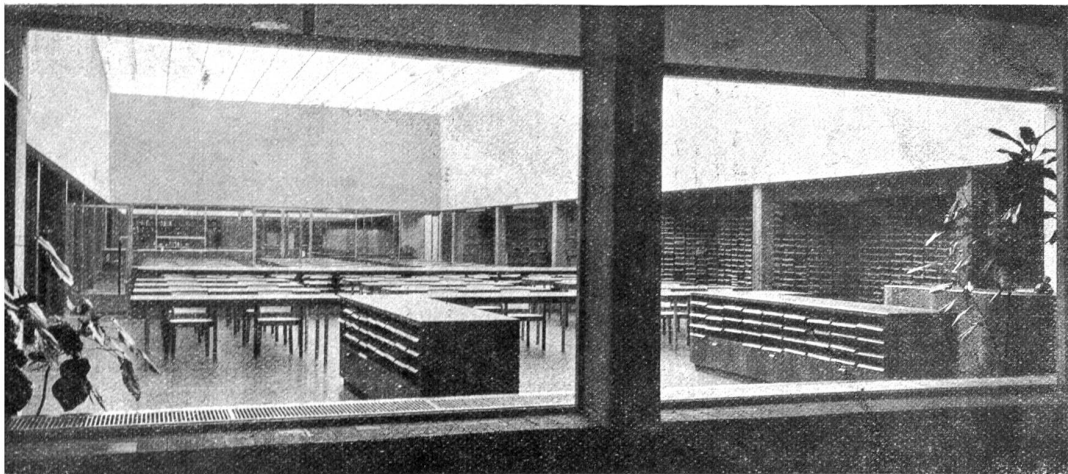
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blick aus der offenen Leseterrasse in den Lesesaal, vorn Zeitschriftenabteilung, im Hintergrund Bücheraussgabe.

Der Kritiker: Meinetwegen, aber weshalb mußten nun die Architekten der Landesbibliothek unser liebes Bern gleich mit diesem internationalen Baustil beglücken. Das mag in Paris oder Berlin angebracht sein, nicht aber in Bern.

Der Andere: Verzeihung, wenn ich widerspreche! Aber bedenken Sie, daß Alt-Bern vom gotischen Münster bis zu den Barockbauten einer Heiliggeistkirche und einem Burkerspital von Baugesinnungen durchsetzt ist, die so gut international waren, wie die heutige neuzeitliche Bauweise, die übrigens von Ort zu Ort, von Land zu Land auch stark voneinander abweicht.

Gewiß ist der Berner Barock keine Kopie des französischen Barocks, aber die Landesbibliothek ist ebensowenig eine Kopie eines neuzeitlichen Gebäudes außerhalb unserer Grenzen.

Der Kritiker: Zugegeben, aber unsere Architekten sollten doch billig Rücksicht nehmen auf das echt bernische Gepräge unserer alten Bauten, von denen Sie ja selbst zugeben, daß sie keine billige Kopie eines großen Vorbildes seien.

Der Andere: Mit diesem Einwand berühren Sie eines der wichtigsten Probleme moderner Architekturgestaltung. Warum stagnierte unsere Baukunst in den letzten hundert Jahren! Weil sie glaubte und davon überzeugt war, daß nur eine „Anpassung“ an Ueberlieferter eine Fortentwicklung darstelle. So kamen jene Stilkitterungen zustande, deren wir in Bern nachgerade genug haben. Was haben beispielsweise die Nachahmungen italienischer Renaissance-Paläste zu tun, wie es die Bundeshäuser Ost und West sind? Wohin führt es, wenn mit teurem Geld Fassaden aufgeführt und mit Türmchen gekrönt werden, die mit einem Postgebäude nichts, aber auch gar nichts zu tun haben! Verschwendetes Geld, abgesehen von der Unzweckmäßigkeit der Anlagen. Als die Berner im 18. Jahrhundert die Stift bauten, hart neben dem Münster, so taten sie dies im Stil ihrer Zeit und erlaubten sich mit Recht keine Anpassung an den gotischen Baustil. Dieser Wechsel in der Ausdrucksweise ist es ja, der unsere Stadt so reizvoll belebt. Preisen wir uns glücklich, daß endlich, endlich auch für Bern Architekten und Behörden den Mut hatten, so zu bauen, wie es unsere Zeit gebietet. Nur fortgefahren in diesem Geiste, und um die bauliche Zukunft unserer Stadt ist mir nicht mehr bange! Dr. J. D. Kehrli.

Im Unglück weiß man nie, wo . . .

Es gibt Unglücksfälle, die glücklicherweise nur selten eintreten, aber die uns oftmals gerade deshalb kopflos machen. Für alle diese Fälle sollten wir uns ein kleines Verzeichnis anlegen, in dem alles eingetragen wird,

man die beiden nächsten Telephone und die Feuerwehr erreichen kann, denn eines der beiden Telephone ist im Unglücksfall bestimmt besetzt oder aus irgend einem anderen Grunde nicht benutzbar. Was nützt der beste Hausfeuerlöscher, wenn derjenige, der in gerade braucht, nicht weiß, wo der Apparat überhaupt zu suchen ist.

Mögen wir noch so gesund sein, stets ist es ein Gebot der Vorsicht, zu wissen, wo die beiden nächsten Ärzte wohnen. Verordnet der Arzt irgendein Heilmittel, so müssen wir gleichzeitig nach der nächsten Apotheke fragen, denn man kann es oft erleben, daß niemand in der Familie weiß, wo sich die nächste Apotheke befindet. Wenn wir auch vielleicht nicht gleich zum Arzt zu schicken brauchen, wenn es sich zum Beispiel um eine Magenverstimmung handelt, die sich unter Umständen nachts bemerkbar macht, so ist es doch recht ärgerlich, wenn wir trotz eifriger Suchens den Magentee, der in gleichen Fällen stets half, nicht finden können. Derartige Heilmittel gehören immer an einen bestimmten Platz.

Es ist schon recht ärgerlich, wenn man einen Schlüssel verloren oder verlegt hat, noch ärgerlicher ist es aber, wenn man obendrein noch lange nach einem Mechaniker suchen muß, der das betreffende Schloß wieder öffnet. In das anzulegende Verzeichnis gehören also auch die Anschriften verschiedener Handwerker. Wichtig ist es ferner, daß man stets weiß, wen man zuerst im Falle eines Gasrohrdefekts oder eines Wasserrohrbruchs zu benachrichtigen hat! Immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß all diese Tatsachen allen Familiengliedern, nicht nur dem Vater oder der Mutter bekannt sein müssen.

Wissen Sie außerdem, wohin Sie sich zuerst im Falle eines Verbrechens wenden würden? Wissen Sie stets, wo sich diese oder jene wichtigen Papiere befinden, wo alle Quittungen und Ausweise aufbewahrt werden und wo die Schlüssel zu allen möglichen Verschlüssen zu finden sind? All diese Fragen, die schließlich einmal ungeheuer wichtig werden können, soll man sich beantworten, ehe die Notwendigkeit der raschen Beantwortung aber zugleich die Unmöglichkeit der sofortigen Beantwortung an uns herantritt.

Aus Großvaters Zeiten.

In der Fremde gedenke ich der fernen Heimat; denn ich fühle mich einsam. Selbst ein altes Exemplar (Nr. 21) der „Berner Woche“ ist mir willkommene Ablenkung, fernste ich doch das Blatt und weiß, es birgt interessante Lektüre.

Gleich auf einer der ersten Seiten grüßt mich eine Fliegeraufnahme von Herzwil, meinem Heimatdörfchen. Unwillkürlich schweifen meine Gedanken in die Vergangenheit zurück. 20 Jahre sind es her; aber mir ist, als hätte ich erst gestern den Großvater sagen gehört: „Die Leute sind

was bei Unglücksfällen zu beachten ist, da uns auch das beste Gedächtnis schließlich einmal in der Aufregung im Stich lassen kann.

Jedes Glied der Familie muß zum Beispiel wissen, wie man sich bei Feuer zu verhalten hat. Jede Minute ist dabei wertvoll und kostbar. Ist ein Telephone in der Wohnung, so darf nicht unnötig lange nach der Nummer der Feuerwehr gesucht werden. Ist kein Telephone im Haus, so muß man unbedingt wissen, wo der nächste Feuermelder ist und auf welchem Wege

heutzutage geſcheit und können viel; aber fliegen, das bringen ſie doch nicht fertig. Da ſagt unſer Herrgott: Halt, bis hier her und nicht weiter.“ Nun haben ſie's doch erreicht, durchqueren nach Belieben die Lüfte und haben wie zum Triumph aus lichter Höh ſein Heim photographiert und in einer Zeiſchrift erſcheinen laſſen.

Er hat's nicht mehr erlebt, der liebe Greis. Aber fliegen hat er doch noch geſehen, das ließ ſich nicht beſtreiten. Da er aber nie zugab, in einer Behauptung nicht recht zu haben, wie er anderſeits ſein Wort unter allen Umſtänden hielt, verteidigte er ſich mit den Worten: „Früher oder ſpäter fallen ſie doch alle herunter“, und davon ließ er ſich nicht abbringen.

Aber genug, ich wende das Blatt und ſtaune; denn vor mir liegen die Bilder der Herzwilerhäuſer und gar der Großeltern. Hätten die ſchlachten Leute gewußt, daß ihr Bild dazu benützt würde, eine Zeiſchrift zu illuſtrieren, ſie hätten ſich um nichts in der Welt abknipſen laſſen. Es iſt ohnehin nicht mandmal vorgekommen in ihrem Leben und immer koſtete es große Ueberredungskunſt. Der Großvater würde eins wettern, wenn er die „Berner Woche“ ſähe! Es gäbe einen Auftritt, wie ich ſie oft erlebt, wenn eine Neuerung ſeine Mißbilligung erregte. Umſonſt nahm ich, als Kind der Neuzeit, die Verteidigung auf. Denn der Widerſpruch war angeſichts der alten, maſſiven Kiſchbaummöbel, der blinkenden Zinnfannen und der tickenden Sumiſwalberuhr unnütz. Die ganze Umgebung ſprach der guten alten Zeit das Wort, und ich mußte kapitulieren.

Wenn's auch nicht gar friedlich ausſah, liebte ich doch ſolche Auftritte ſehr. Erſtens war es ein Zeichen guter Geſundheit und dann war die Zunge für alte Erinnerungen, denen ich immer ſo gerne lauſchte, gelöſt. Das federnloſe Kanapee bot kein weicher Sitz; aber nie ſeither, wie weich ich auch ſaß, iſt mir ſo wohl gewefen, wie an ſeiner Seite auf dem alten Möbel; wenn er in's Erzählen kam.

Was ich da zu hören bekam, ſtimmt aber mit dem Text über Herzwil in der „Berner Woche“ nicht recht überein. Nach ihm könnte man verſucht werden zu glauben, die alten Herzwiler ſeien feiernd auf dem Gelbfad geſeſſen. Der Greis aber ſprach von harter Arbeit bei äußerſter Sparſamkeit. Beim erſten Lichtſchein ſei man aufgeſtanden und habe ſich erſt beim letzten niedergelegt. Selbſt im Winter hörte man in aller Herrgottsfrühe den 6 oder 8 Takt der Drescher, während in der Stube ſchon die Spinnräder ſurrten, wo die Frauen und Töchter „Werch“ und Flachs für ihre Leinen ſpannen.

Oft, wenn ich des Abends todmüde von ſchwerer Feldarbeit heimkehrte, mußte ich an unſere Vorfahren denken und ſtaunen, wie ſie es fertig gebracht, die gleichen Flächen mit weniger Kräften und ohne die Erleichterung durch die Maſchinen zu bebauen. Das brauchte freilich zähre Naturen als ſie das heutige Geſchlecht aufweißt! Dabei hat man ſich aufs primitivſte ernährt. Man lebte von dem, was man auf dem Hofe hatte. Frisches Fleiſch kam nur an hohen Feſttagen auf den Tiſch. Man meßgete im Winter eine alte Kuh und nach Bedarf Schweine. Das Fleiſch ſei dann oft im Sommer ſo hart geworden, daß man es am Samstag vorlochen mußte, um es am Sonntag weich zu bringen. Brot wurde gebaden, wenn der Vorrat noch für eine Woche ausreichte, damit nicht zu viel geſeſſen würde. Der Großvater behauptete aber, man ſei dabei geſünder und zufriedener gewefen als heutzutage. In der freien Zeit habe ſich die Dorfjugend unter der Linde geſammelt und da wurde nach Herzensluſt geſungen. Die Alten ſeien vor den Häuſern geſeſſen und hätten ſich ihres Nachwuchſes gefreut. Die heutige Jugend ſuche ihr Vergnügen auswärts, komme ſpät in der Nacht heim und gehe am folgenden Tag mißmutig an die Arbeit.

Wenn das Geſpräch dieſe Wendung nahm, duckte ich mich in die Sofaede, wußte ich doch, jezt kommt ein Kapitel über die heutige, verdorbene Jugend. Beſonders der

Kleidermode war er feind. Er konnte nicht leiden, daß die Landmädchen die „währſchafte“ Bauerntracht nicht mehr tragen wollten und gleich den Städtern in ſadenscheinigen kurzen „Tähnchen“ daher kommen. Daß man im leichten loſen Kleide wöhler iſt und leichter ſchafft, wollte er nicht gelten laſſen und der Refrain dieſer Diſputationen war: früher habe ein Weibervolk noch etwas vorgeſtellt, jezt ſehe man nur noch ſo „Gümper“. Obſchon ich nie zu den Modernen gehörte, bot er mir doch wiederholt eine Silbermünze an, um Stoff für in und an das Kleid zu kaufen. Oft ſchon habe ich mich gefragt, was er wohl zu den Bubiſköpfen ſagen würde! In Herzwil gibt es zwar noch keine und ich kann mir nicht vorſtellen, daß ſich eine Herzwiltochter könnte die Haare ſchneiden laſſen. Aber wer weiß? Das Rad der Zeit geht ſeinen Gang und der Großvater hat auch noch fliegen geſehen!

Der Verfaſſer der Chronik ſpricht von prunkvollen Gewändern der alten Herzwiler. Auch da muß ich widerſprechen. Brunken paßt gar nicht zu ihrer Art. Sonſt ſchaue man nur die Jahrhunderte alten Bauten an. Die ſind gleich ihren Erbauern ſchlacht und feſt und weiſen nichts Broghenhaftes, Auffälliges auf, wenn ſie auch Sinn für das Schöne verraten. Ich kann mich keiner baulichen Umänderung freuen, ſo begründet ſie auch ſein mag. Mir iſt immer, als reiße man mir mit jedem Stück Holz ein Stück der Heimat weg und es reut mich, das Werk der Ahnen verändern zu ſehen. Auch halten die dicken Eichenſchwellen noch lange ſo gut wie die heutigen Betonmauern.

Nun bin ich aber von der Kleidung abgekommen. Freilich wurde vom Beſten eingekauft, ſonſt hätte der Großvater die goldene Hochzeit nicht im Hochzeitskleide feiern können. Aber Auffälliges wurde nichts getragen. Die Frauen trugen die Tracht. Dieſe wurde aber nur auf die Hochzeit neu angeſchafft und hielt ein Leben lang aus und wurde gar noch von der Tochter getragen. Es gab alſo nicht jeden Regentag etwas Neues und nur bei beſonderen Anläſſen zeigte man ſich im Sonntagsſtaat.

Wir Jungen können den Ahnen nicht genug danken für das Heim, das ſie uns erworben, durch die Jahrhunderte in guten und ſchlechten Zeiten erhalten und ausgebaut. Wiſſen wir doch, wie ſchwer die Scholle ihren Mann nährt! Zudem vermehren ſich die Heimweſen nicht gleich den Bauernſöhnen und es koſtet jeden Vater unfäglige Mühe, die Kinder zu verſorgen. Darum kann ich nicht dulden, daß man unſere Vorfahren als Praſſer und Brunker darſtellt. Neidern möchte ich empfehlen, ihr Leben nachzuahmen. Sicher kommen ſie in jedem Beruf viel raſcher und leichter zu Wohlſtand, als es bei der Landwirtschaft möglich iſt.

Aber ſchön iſt's „eineweg“ und geſund dazu!

Material.

Skizze von Henry Worthington.

Autorisierte Uebersetzung von Frank Andrew.

„So ſpät kommen Sie, Ethel“, ſagte Frank vorwurfsvoll, als er ſeinem Beſuch mit ausgeſtreckten Händen entgegen eilte. „Ich dachte ſchon, ich müßte vergeblich warten.“

„Zeitiger konnte ich heute wirklich nicht fort“, erwiderte Ethel Harven mit ihrem entwaffnenden Lächeln, „Frau Rogers hatte Gäſte und da mußte ich natürlich auch ſchon etwas länger bleiben.“

Mit Entzücken ſchaute Frank auf die zarte, kleine Figur an ſeiner Seite, als er, wie faſt jeden Tag ſeit nunmehr ſchon beinahe zwei Wochen, ſie den Weg zu der ſhattigen Bank im Garten führte. Immer wieder ſchien es ihm unwirklich wie ein Traum, daß dieſes reizende, gepflegte Mädel aus London bei ihm auf der nächſteren, primitiven Farm Südafrikas mit ſeiner Geſellſchaft vorlieb nahm. Seitdem er vor ſechs Jahren als jüngſter Sohn einer verarmten Offiziersfamilie in die Kolonie gekommen war, um hier